

Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 11

PDF erstellt am: **16.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636898>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 11
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
17. März
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Druck und Verlag von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telefon Bollwerk 33 79

Glück.

Von Martin Greif.

Glück ist wie ein Sonnenblick,
Niemand kann's erjagen,
Niemand von sich tägen,
Daß er heut und eine Frist
Ohne Wunsch geblieben ist.

Glück ist wie ein Sonnenblick,
Erst, wenn es vergangen,
Erst in Leid und Bangen
Denkt ein Herz und fühlt es klar,
Daß es einmal glücklich war.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 11

Adeline Petitpierre bemühte sich ernstlich um Rahels Erziehung und suchte ihr eine bestimmte Richtung zu geben. Sie überwachte sorglich den Lesestoff Rahels, suchte für sie Tugend-Mädchen-Bücher aus, las sie sogar, um ihrer Pflicht zu genügen und glaubte das Beste getan zu haben, wenn sie ihr diese Backfischliteratur als geistige Kost empfahl, die durch ihren falschen Idealismus, durch die unwahre Beleuchtung von Moral und Opfern, die Begriffe Rahels unrichtig leiteten.

Frau Petitpierre strebte auch danach, einen passenden Umgang für Rahel zu finden. Aber Rahel befreundete sich mit keinem der kleinen Fräulein, die zu Kuchen und Crème eingeladen wurden und die sich über den Reichtum ihrer Väter unterhielten und die Mediocrant ihrer Mütter kindlich verdünnt weitergaben, und die, waren sie allein, sich schon über schmachthafte Anbeter unterhielten. Rahel fand keine Freundin. Sie suchte keine, warf ihr Tante Adeline vor. Und damit hatte sie recht. Rahel war gerne allein. Sie las gerne. Und es waren die Märchen, die ihre liebste und brennendste Freude waren. Um ein Märchenbuch ließ sie Essen und Trinken, vergaß auch wohl ihre Aufgaben und den Strickstrumpf darüber. Ja, sie versüßte sich das Neben dadurch, daß sie in der einen Hand ein Buch hielt und mit der anderen Fingerübungen machte. Im Gartenhäuschen lag Andersens Seejungfrau stets aufgeschlagen, und ihre erste Liebe galt dem Prinzen, der nicht merkte, wie die schöne Seejungfrau durch Qualen und Leiden sein Herz zu gewinnen suchte. Rahel brach in eifersüchtige Tränen aus, als der Prinz mit seiner Braut das hochzeitliche Zelt betrat und die arme Nixe dadurch dem Tode weihete.

Im Gartenhäuschen war es auch, wo sie ein Heft versteckte, das kleine Erzählungen enthielt, die sie selbst erfunden. Sie hatte es einmal gewagt, ihrer Mutter eine davon vorzulesen. Die aber hatte gelacht, was die kleine Person derart verletzte, daß sie sich vornahm, der Mutter niemals mehr selbstgedichtete Geschichten vorzulesen. Sie versuchte es bei Welsa. Doch der wußte nicht viel mit der Sache anzufangen und meinte, das sei ja die Geschichte von Jakob und Esau, nur daß die beiden da Fritz und Hans hießen.

Endlich ging sie zu Johannes, der ernsthaft zuhörte, was sie ihm schüchtern bot, ihr aber den Begriff von Eigenem und Fremdem klarzumachen verstand und sie langsam durch leichtverständliche Fingerzeige dahin brachte, daß sie eine kleine Erzählung geschickt und einfach zu berichten wußte, die den Hund des Nachbarn betraf. Sie freute sich so darüber, daß sie den ganzen nächsten Sonntag Erzählungen schrieb, die keinen Wert hatten, aber doch als die ersten Funken der bildenden Kraft ihre Lebensfreude erhöhten.

Daß Frau Petitpierre Rahel nicht in die Dorfschule geschickt hatte, war selbstverständlich. Nicht nur um der Läuse willen, die ihr schon in Gedanken Widerwillen einflößten, sondern darum, weil die Dorfschüler für sie niemand waren. Eine junge, unbedeutende Lehrerin aus einem benachbarten Pensionate kam daher seit Rahels sechstem Jahre jeden Morgen und unterrichtete sie. Sie wunderte sich immer und immer wieder über die Aufsätze, die das Kind lebhaft und mit verblüffenden Einfällen schrieb. Adeline Petitpierre interessierte sich nicht dafür.

„Ich möchte wissen, auf was diese Rahel eigentlich stolz ist“, sagte Caroline eines Abends zu ihrem Manne. „Auf

ihren Herrn Vater vielleicht? Oder auf die Frau Mutter, die bei uns das Gnadenbrot ißt? Oder auf ihr Geld? Oder auf was?"

„Da brauchst du nicht lange zu suchen“, sagte bedächtig Belusa. „Eben auf sich selbst, und da hat sie recht.“

„Wir wollen sehen, wie weit sie damit kommt“, sagte Karoline und bohrte ihre Augen spitz in die Belusas. „Frau Petitpierre braucht nur die Rahel im Stich zu lassen, so kann sie Schneiderin werden, oder sonst etwas.“

„Die“, sagte Belusa, die dicken Augenbrauen hebend. „Eher wird sie Kunstreiterin oder eine Prinzessin.“

Karoline gab ihm keine Antwort. „Narr“, dachte sie. Und es tönte blechern in ihrer Seele.

Rahel an Sidnen.

Lieber Sidnen, ich wollte, ich könnte so mit dir durch das Land ziehen und zusehen, wie du malst. Ich wollte ganz still bei dir sitzen und nur wissen, wie du es anfängst, daß alle die bunten Flecken und die grellen Farben doch aussehen wie Wälder und Seen und Blumen und Tiere. Tante Adeline hat gesagt, wie der Böcklin malest du Gott sei Dank nicht, aber besser gefiele es ihr auch nicht. Ich habe das Bild, das du mir geschickt, über meinem Bett aufgehängt, und wenn ich bete, schaue ich es an. Die großen Wolken kommen mir vor wie der Vorhang vor den vielen Wohnungen in des Vaters Hause — weißt du, wir dachten uns das Haus immer wie eine goldene Kirche mit vielen Torbogen und unter jedem Bogen einen Engel, der Posaune bläst, damit die Leute aufmerksam würden auf das herrliche Haus. Gelt, du erinnerst dich doch noch?

Morgen kommen Kunstreiter hierher, es steht an allen Mauerecken angeschrieben, und auf dem Kirchplatz ist eine große Bude aufgeschlagen, mit einem schweren Tuch als Dach, das hängt herunter wie ein grauer Regenhimmel. Man weiß nicht, was dahinter ist. Wenn Tante Adeline mich nur gehen lassen wollte! Ich habe herrliche Pferde gesehen, ein weißes mit braunen Flecken. Das Herz hat mir geklopft, so schön ist es. Ich möchte gerne ein Pferd heiraten. Warum nicht? Warum müssen es immer Menschen sein? Auf solch einem Pferd möchte ich reiten, mit einer goldenen Peitsche in der Hand und einem Rosenkranz auf dem Kopf. Aber das erlaubt Tante Adeline nicht, sie sieht jetzt immer so sehr darauf, daß ich nichts tue, was die andern nicht auch tun. Nur nicht auffallen, sagt sie. Vornehme Menschen verschwinden in der Menge, sagt sie. Sich hervortun wollen ist plebejisch, ist gut für Proleten, ist unharmonisch. Ich will mich gar nicht hervortun, aber es kommt mir von selber, daß mir andere Dinge einfallen als meinen Freundinnen. (Tante Adeline sagt ihnen so; jede Blume liebe ich mehr als diese Mädchen.)

Ich lese soviel ich kann. Tante Marielchen hat einen langen, niedern Schrank voll Geschichtenbücher für Kinder. Herrlich. Bei ihr darf ich den ganzen Nachmittag lesen, und bekomme noch dazu Eingemachtes und Drops. Aber in keinem der Bücher ist einer wie du, oder ein Mädchen wie ich. Sie sind alle so brav, oder ganz böse. Wir sind doch manchmal brav und manchmal böse, nicht?

Der Lux ist fort. Ich kann ihn nicht mehr leiden. Wenn er mir die Hand gab, war mir's, als rühre mich

eine Kröte an. Wenn du einmal größer bist, sage ich dir warum. Jetzt nicht. Ach, Sidnen, wann kommst du wieder? Es haben mich ja alle hier nicht so sehr lieb, ich glaube auch meine Mutter nicht und Tante Adeline nicht mehr. Wenn Mutter sieht, wie sie mich manchmal anschaut, dann fürchtet sie sich, mich liebzuhaben, oder es zu zeigen. Ich denke viel an meinen Vater. Der Belusa sagt, er sei ein schöner Mann gewesen, und ich gleiche ihm. Alle Frauen seien ihm nachgelaufen. Ich glaube es nicht, daß er etwas Schlechtes getan hat.

Sidnen, denke dir, ich muß nun alle Tage zwei Stunden Klavier spielen. Johannes hat gesagt, ich sollte immer denken, es sei doch immerhin noch schöner als Zahnschmerzen zu haben. Seither muß ich jedesmal daran denken, daß das Klavier selber aussieht wie ein großer Mund, mit vielen weißen Zähnen, und daß es vielleicht Zahnweh hat, wegen meines schlechten Lebens. Dann tut es mir leid, das arme. Ich habe das Tante Marielchen erzählt, und sie sagte, daß ich seither das Piano viel zarter spielen könne. Und einmal habe ich dem Johannes etwas auf seinem Klavier vorgespielt, und er sagte mir, er hätte den Sonnenuntergang und die ersten Menschen und die ganze Schöpfung gesehen. Und er dankte mir wie einer großen Frau. Ich spiele jetzt ein wenig lieber Klavier.

Jetzt ruft Karoline zum Essen: Himbeerbrei und Omeletten. Weißt du noch, wie ich durchaus Salz auf meinen Himbeerbrei streuen wollte und ihn dann aufessen mußte? Ach Sidnen, ich warte immer auf dich. Ich denke: Heute kommt er. Aber du kommst nicht.

Deine liebe Rahel.

An dem Briefe habe ich viermal geschrieben.

Rahel an Sidnen.

Ach, Sidnen, es war wie am heiligen Abend, wenn der Weihnachtsbaum angezündet ist, die Gesichter glänzen und silberne Sterne strahlen, und der kleine Engel auf dem obersten Ast bläst Posaune. Und dann war es, als fiele der Baum um und die Kerzen verlöschten und röchen schlecht, und als ob jemand sagte: Alles ist aus. So ist es mir ergangen.

Der Zirkus ist gekommen und herrliche Kunstreiter und -reiterinnen sind durch das Dorf gezogen, und einer ritt auf einem weißen Pferde mit braunen Flecken. Er hatte dunkelgrüne, seidene, kurze Hosen und Strümpfe an und goldene Streifen und rote Schuhe. Oh, er war sehr schön. Ich sah ihn vorbeireiten, und war traurig als ich ihn nicht mehr sah, denn ich wäre so gerne auch auf dem Pferd gesessen. Abends durfte ich mit Mutter in den Zirkus gehen. Ach, Sidnen, es gibt nichts Schöneres und Herrlicheres, als in einem Zirkus reiten zu dürfen. Sie tanzten und wiegten sich auf den weißen Decken, und sie flogen durch Reifen wie Paradiesvögel und riefen hoi wie die Schwalben, wenn sie durch die Lüfte stürzten. Ich atmete so schnell, daß Mutter sagte: Sieh einmal des Morgens unter den Vorhang, dann vergeht dir die Lust nach der Herrlichkeit. Und der Mann mit den grünen seidenen Hosen ritt aufrecht und flog wie ein Pfeil durch brennende Reifen. Mutter lachte mich aus, und brachte mir Orangewasser ans Bett.

Am nächsten Morgen fiel mir ein, was Mutter gesagt von dem Unter-das-Tuch-Gucken, und ich lief hin und

wollte das Tuch heben, um zu sehen, ob Mutter recht habe. Da stand der grüne Mann neben dem Pferd mit den rostfarbenen Flecken, streichelte es und sagte Darling zu ihm und küßte das Pferd auf seinen rosafarbenen Mund. Da sah er mich und rief: „Kommen Sie herein, kleines Fräulein“, und, Sidney, denk, ich kroch unter dem Tuch hindurch in den Zirkus. Und dann erzählte ich dem Mann, daß ich ritte, und daß sein Pferd mich schöner dünkte als der Araber von Harun al Raschid. Und er lachte und sagte: „Versuchen Sie es doch mit ihm.“ Mir klopfte das Herz so, daß er gar nicht verstand, was ich antwortete. Er ließ einen Damensattel kommen, hob mich



Krokuswiese — Nach einer Photographie von Albert Steiner.

mit einer Hand hinauf, und ich ritt. Oh, Sidney, weißt du, so habe ich nie, nie geritten. Nie, nie. Ich glaube, die Engel hielten mich, daß ich nicht fiel. Er ließ das Pferd alle die schwierigen Schritte machen, ließ es tanzen und ließ es knien, und ich fiel nicht. Der ganze Zirkus war da und schaute zu, und alle schrien: „Bravo, bravo!“ und klatschten in die Hände, und der Mann mit dem grünen Kleid küßte mich vor Freude. Ich war ganz verrückt, ganz verrückt, und wollte immer mehr und mehr reiten. Und dem Pferd flog der Schaum um die Flanken, und sein Schweif, lang bis auf die Erde, peitschte links und rechts mein Kleid.

Da stand plötzlich Karoline vor mir. Karoline, Sidney! Wenn ich dem lieben Gott auf den Knien gesessen hätte und Karoline wäre plötzlich vor mir gestanden, ich hätte nicht ärger erschrecken können. „Halt!“ schrie sie, „Halt!“ Und das Pferd stand unbeweglich. Der grüne Mann sah sie starr an, und die andern sprachen kein Wort. Es wurde ganz still in dem Zirkus. „Frau Petitpierre wünscht, daß Sie nach Hause kommen“, sagte sie, und ihre Worte schnitten mir wie ein Messer durch die Seele. Der grüne Mann sagte: „Das kleine Fräulein hat außergewöhnlich viel Talent. Ich habe nie jemand in ihrem Alter so reiten sehen.“ Aber Karoline sah ihn an, als wäre er gar nicht da. Ich glitt vom Pferd, ohne daß man mir zu helfen brauchte. Ich sagte zu niemand ein Wort. Ich konnte nicht. Das Schönste war tot, und ich wußte, daß es nicht wiederkam. Ich hörte nicht, was Tante Adeline sagte, und nicht, was Karoline erzählte. Ich habe gar nicht gemerkt, daß ich nur Suppe zu Mittag bekam und wußte nicht, daß ich die französische Stunde vergessen und alles andere. Aber am Abend habe ich so geweint und gedacht, wenn ich nur tot wäre, oder wenn doch mein Vater käme und mich mitnähme. Ich wollte, du wärest da. Ich habe ein Gedicht gemacht:

Solch weißes Pferd,
Solch glänzend Schwert,
Solch grün Gewand,
Solch feste Hand,
Möcht' ich fassen
Und mich führen lassen,
Bis zu dem Ort voll Glück —
Und nie zurück.

Weißt du, Sidney, das Gedicht ist nicht schön, aber ich kann's noch nicht besser. Du mußt es niemand zeigen. So traurig bin ich noch gar nie gewesen.

Deine arme Rachel.

(Fortsetzung folgt.)

Vorfrüehlig.

Mi gseht, 's will wieder Früehlig wärde.
Es trybt, was 's cha und ma,
Es jedes Stüdeli möchti wieder
Nes Osterchleidli ha.

Mängs Chnösppli möcht so gärn a d'Sunne
Und meint, 's müek hüt no sn,
Doch — 's traut em nit und förcht si eister:
Zum Blüecie sig's no z'gly.

So trybt's i mängem Härz im gheime,
Wett gärn a Sunneschn. —
Doch — 's traut em nit und förcht si eister:
Zum Blüecie sig's no z'gly.

Josef Reinhart.
(„Im grüne Chlee“.)